

Heinrich Heine im Alfa Romeo

SPIEGEL-Redakteur Harald Wieser über die neue Monatszeitschrift „Transatlantik“

Die beiden Erfinder der neuen Monatszeitschrift „Transatlantik“, die Literaten Hans Magnus Enzensberger und Gaston Salvatore, sind offenbar ins Risiko verliebt. Denn sie haben sich eine Zeitschrift ausgedacht, die sich partout dem uniformierten Geschmack verweigert. Anstatt mit einem Titelbild auf sich aufmerksam zu machen, das zu den laufenden Ereignissen paßt und wenigstens verstohlen politisch Flagge zeigt, verwirrt uns eine x-beliebige Launengestalt. Anstatt mit ein paar Balkenlettern ins Heft gehetzt zu werden, macht der Leser die neue Zeitschrift, deren Cover nur den Preis verrät, wie eine Wundertüte auf.

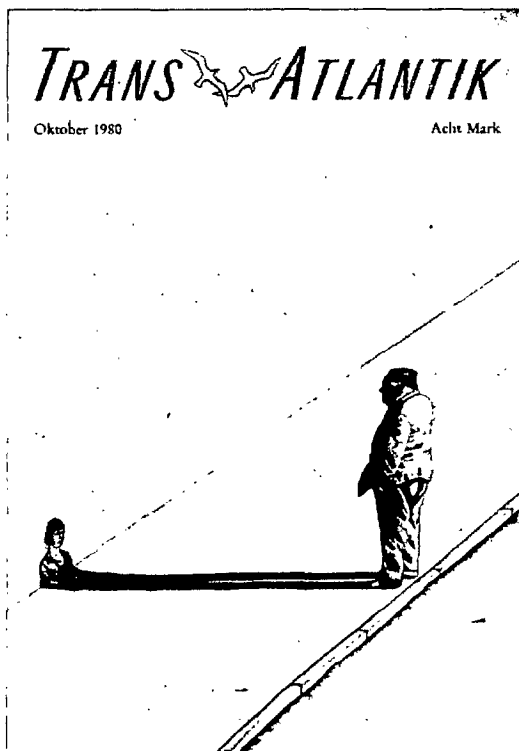
Und siehe da! Anstatt sich, eine Woche vor der Wahl in Bonn, immerhin die Auswahl der Themen von den allmächtigen Gesetzen der „Aktualität“ diktieren zu lassen, scheint die neue Zeitschrift von allen guten Geistern verlassen zu sein: Sofern ihnen überhaupt Reverenz erwiesen wird, lernen wir die „Großen dieser Welt“ nicht im beliebten Speichelleckerdeutsch der Hofberichterstattung, sondern aus der Perspektive Waldemar Müllers kennen, eines faszinierend-dämlichen Parzivals, der als Reporter beim Gipfel in Venedig etwa so geknötcht zu Werke geht wie Heinz Rühmann in „Quax der Bruchpilot“.

Mit einer Startauflage von 150 000 Exemplaren ist „Transatlantik“ erstmalig in diesen Tagen am Kiosk zu sehen. Einige Kritiker aber haben das famose Kunststück fertiggebracht, über den Neuling bereits die Nase zu rümpfen, als die Redaktion noch auf dem blanken Fußboden saß.

Diese frühe Werbung verdankt „Transatlantik“ ihrem Verleger. Denn Enzensberger, eine Galionsfigur der deutschen Linken, und Salvatore aus Venedig, sein Freund seit gemeinsamer Apo, haben zum Verleger ausgerechnet einen Mann bestellt, der den Ruf nicht los wird, ein „emeritierter Doppelagent“ und ein „notorischer Rechter“ zu sein: den ehemaligen Redaktionsleiter der „Quick“ und heutigen Mitinhaber des Münchner New-Mag-Verlages („lui“) Heinz van Nouhuys.

In der von Hermann L. Gremliza herausgegebenen „Konkret“, deren Honoratiorenimpressum ihn jahrelang gleich hinter Engelmann führte, ist Enzensberger, als habe ihn mit Nouhuys der ideologische Blitz getroffen, urplötzlich „staatstragend“, und wenn er und seine Freunde Kontakte haben, dann sind dies „klandestine Drähte“.

Im „Stern“ gibt es den politischen Enzensberger nur noch im Imperfekt: er „galt bislang (!) als linker Literat!“



„Transatlantik“-Titelblatt, Herausgeberin Marianne Schmidt, Redakteur Michel

Enzensberger-Zeitschrift „Transatlantik“: Vorschuß an moralischer Kritik

Und auch Fritz J. Raddatz kann sich in einem „Zeit“-Gespräch mit Enzensberger die pastorale Frage nicht verkneifen, ob er denn das „schwarze Geld“ dieses Kapitalisten nötig habe — und beschert der „Transatlantik“ prompt einen Beitrag, der nahezu aufлагengefährdende Qualitäten besitzt.

Trotz Raddatzs „Alphabet“ der Stadt Hannover jedoch, dessen Lektüre wie eine Überdosis Schlaftabletten wirkt und die Vermutung nahelegen könnte, der Autor trainiere seinen Humor mit Onkelwitz (A = Albrecht: gescheiterter NDR-Auflöser; N = Nachtleben: inexistent“), ist „Transatlantik“ ein Ereignis, welches die vorschnelle moralische Kritik blamiert. Denn die Zeitschrift versammelt politische Essays, flanierende Reiseberichte und detektivische Reportagen, die die selten gewordene Eigenschaft haben, schön und dennoch genau, radikal und dennoch heiter zu sein.

Dieses Ereignis hat Heinz van Nouhuys mit „Geld ohne Bedingungen“, mit ideologischen Blankoschecks finanziert. Warum er so „dumm“ ist? Heinz van Nouhuys ist wie Enzensberger eine Figur, der man in Deutschland zwar mit großer Identifikationsbereitschaft im Kino, nicht aber in der eigenen Nachbarschaft begegnet: er ist ein Spieler. Und darum war es mög-



Verleger van Nouhuys

lich, daß aus dem Boß der verspießerten „Quick“ der Mäzen der metropolitanisch-aufgeklärten „Transatlantik“ geworden ist:

Jonathan Raban beispielsweise, der Autor eines Buches über das „Arabische Labyrinth“, fliegt für seine Leser in den von Pakistanis und anderen „Europäern“ überschwemmten Öl-Stadtstaat Katar, den „nouveau prince“ in der Schar der nouveaux riches“. Was er dort zwischen „bronchitischen Klimaanlage“ und „herrenlosen Kühlschränken“, den „Glitzerlampen der Minarette“ und cathedralischen Raffinerien, zwischen Sündenpfehl

und Koran, zwischen Frauen in „Schwarz und Schweigen“ und jungen Kataris mit Bürstenhaarschnitt, die ihren Machismo im offenen Thunderbird spazierenfahren, was er also dort entdeckt, das ist ein Büro.

„Diese Berühmtheit“, sagt der Bürovorsteher, zeigt auf seine Mitarbeiter und bietet seinem Gast eine Rothman's King Size aus dem Innern einer in Saffian-Leder gebundenen Oktav-Ausgabe Shakespeares an, „das ist ein Maler. Das ist ein Bühnenschriftsteller. Und er ist ein Musiker.“

Wozu der Musiker morgens ins Büro geht? Er hat die Aufgabe, eine attraktive katarische Nationalmusik zu schaffen. Mit der Stempeluhr im Nacken sozusagen. Daß dies nicht immer ganz einfach ist, beweist die Nervosität des Bühnenauteurs Abdel Rahman. Mit einem vergoldeten Kugelschreiber bewaffnet, verzweifelt er seit geraumer Zeit an einer dem Emir politisch genehmen Revision der „Märchen aus Tausendundeiner Nacht“.

Die Zeitschrift ist zu „exotisch“? Ulrich Enzensbergers „Notstandslibretto“ macht mit ein paar Bunkern zwischen Hamburg und München bekannt. Sie ist politisch zu „ausgewogen“? In der Bundesrepublik jedenfalls könnte der Romancier Gore Vidal nach seiner ironischen Rede zur „Lage der amerikanischen Nation“ kein Lehrer mehr werden.

Hans Magnus Enzensberger und Gaston Salvatore verantworten die Konzeption der Zeitschrift. Das monatliche Erscheinen garantiert eine fünfköpfige Redaktion in München: Die im Impressum als Herausgeberin genannte Marianne Schmidt, Heinz van Nouhuys' Freundin, betreut auch die Zeitschrift „Photo“. Katharina Kaerer war zuletzt als Texterin tätig. Michael Rutschky war bisher Redakteur des „Merkur“ und hat in diesem Jahr das Buch „Erfahrungshunger“ veröffentlicht. Karl Markus Michel hat den Frankfurter „Syndikat“-Verlag mitgegründet und gibt auch in Zukunft das „Kursbuch“ mit heraus. Und von Bernd Bexte, dem Illustrator, gibt es im „Zweitausendeins“-Verlag einen schönen Film- und einen noch schöneren Kinder-Kalender.

In einem Werbeprospekt hat der New-Mag-Verlag verkündet, „Transatlantik“ sei „ohne Vorbild, ohne Ebenbild, ohne Konkurrenz“. „Ohne Ebenbild“ ist jedenfalls das Impressum, in dem Enzensberger und Salvatore für „Konzeption und Vetorecht“ zeichnen. Natürlich aber war ihr Vorbild „The New Yorker“: das seit sage und schreibe über fünfzig Jahren erscheinende Wochenmagazin der Mannhattan-Intelligenz, das sich nicht zufällig in Michels Münchner Büro stapelt. Aber während der heutige „New Yorker“, wenn nicht gerade Woody Allen in die Tasten greift, das politische

Temperament gemächlich-milanter Landedelleute verbreitet, hat für die erste Ausgabe der „Transatlantik“ der politische Detektiv Lothar Baier geschrieben.

Lothar Baiers „Rekonstruktion“ des Mordes an Jean de Broglie, einem ruinierend reichen und beliebten Bürgermeister, die den Autor aus dem „Küchenmief eines Pariser Restaurants“ in das zwielichtige Milieu der „großen“ französischen Politik führt, ich bin sicher: sie hätte den großen Reporter Kisch zu ihren Freunden gehabt. Denn sie beweist, daß die Aufklärung über die herrschenden Zustände ein spannender Kriminalroman sein kann.

„Vom Giftmord bis zum Rüstungsgeschäft... Unser Hauptinteresse ist die Untersuchung der Wirklichkeit mit literarischen Mitteln“, hat Enzensberger in einigen Interviews gesagt. Der

tet eine gewisse linke Solidarität mit der Dritten Welt als „Rassismus“. Mit einer Herzlosigkeit, die an die Bücher Alexander Kluges erinnert: in einem monatlich wiederkehrenden „Journal des Luxus und der Moden“ ist in unmittelbarer Nachbarschaft zum „Nachruf auf die Kaffeekanne“ das „Comeback des Elektroschocks“ zu besichtigen.

Natürlich ist dieser fast prinzipielle Abschied von der Empörung eine Medaille mit zwei Seiten. Er schützt vor blind machenden ideologischen Identifikationen, aber er läßt die Zeitschrift auch manchmal wie einen Salon aussehen, in dem nichts mehr wichtig, aber alles interessant ist. Sein Glück: daß es einstweilen keine politische Bewegung mehr gibt, die den Salon mit ihren ungeschliffenen Bedürfnissen ramponiert.

Die Voraus-Kritik hatte die „Transatlantik“-Erfinder in Verdacht, sie sei-



„Transatlantik“-Erfinder Enzensberger, Salvatore: Linke als Snobs?

Agent dieses Interesses ist ein Autor, dessen Ahnen der deutsche Vormärz hervorgebracht hat: der Journalist und Literat in einer Person.

Dieses Interesse — für zwei andere Literatur-Gattungen bedeutet es kategorische Zensur: für die Stunden der wahren Empfindungen, in denen „jemand auf dem Sofa liegt“, den „Stuck an der Decke“ anhimmelt „und sich erinnert, wie er klein war“, und für die hölzernen Elaborate des akademischen Philisters, die „gewöhnlich nichts anderes sind als eine Form der Sprachlosigkeit“.

„Transatlantik“ vermittelt ihre Neuigkeiten lakonisch. Mit böartigem Humor zum Beispiel: ein gewisser Alain Wilcock amüsiert sich über „die deutschen Schriftsteller, die in einer Art kollektiver Geistesgeburt herausgefunden haben, daß sie Söhne sind von Vätern“. Mit irritierenden Provokationen: Hans Magnus Enzensberger deu-

en nun endlich nach rechts gerückt. Was aber die Kritik für einen Rechtsruck hielt, ist in Wirklichkeit ein „Wohlstandsruck“. So hat Hans Magnus Enzensberger unter anderem dem „Börsenblatt“ (5. 9. 1980) anvertraut, der „ideale Mitarbeiter“ der Zeitschrift sei Heinrich Heine. Wenn man ihre erste Ausgabe durchblättert, hat man das Gefühl, er sei bereits mit von der Partie gewesen. Nur: der alte Ketzer hat eine bundesdeutsche Karriere gemacht. Er hat keine Geldsorgen und keine persönlichen Probleme mehr.

Nach wie vor macht ihn der deutsche Spießker krank, aber er verspottet ihn nicht mehr aus der „Matratzengruft“ heraus; er durchmißt eine elegante Eigentumswohnung. Den Alfa Romeo vor der Haustür benutzt er nur selten: die meiste Zeit nämlich ist er im Flugzeug unterwegs, betrachtet seine Zeitgenossen aus der Vogelperspek-

tive und findet sie zum Kugeln verrückt. Zu Hause tut er, was ihm Spaß macht. Dann setzt er sich hinter die Schreibmaschine und nimmt den Kapitalismus auseinander. Brilliant, wie wir das von ihm gewohnt sind. Aber mit etlichen Lagen Champagner im Keller. Er ist also ganz der Alte geblieben. Aus dem zeitweilig armen Teufel ist lediglich ein Snob geworden.

Diesem Snob begegnet man am ehesten, wenn man Gaston Salvatore liest. Salvatore hat den politisch umstrittenen Privat-Raketenbauer Lutz Kayser porträtiert: einen Großunternehmer von „militanter Normalität“, dem überdies die „ahnungslose Lässigkeit des Geldadels fehlt“. Als Kayser sich mit einem italienischen Faschisten zum Freizeitsport trifft, dreht sich dem Zeugen Salvatore förmlich der Magen um. Denn: „Das Tennisspiel der beiden Herren war nicht besser als ihr Golf.“

Wer sind die Leser, für die Heinrich Heine in der „Transatlantik“ schreibt? „Es wäre Hochstapelei“, teilt der New-Mag-Verlag in seinem Werbeprospekt mit, diese Zielgruppe schon jetzt einkreisen zu wollen. „Aber es ist kein Fehler, davon auszugehen, daß diese Menschen in Buchhandlungen genauso zu Hause sind wie in Delikatessenzläden“ und daß sie (siehe oben) „nicht irgendeinen Wagen fahren, sondern einen ganz bestimmten“.

Hätte Enzensberger so seine frühen „Kursbücher“ ankündigen lassen, die Leser hätten ihm auf der Stelle den Laden besetzt.

KUNSTPREISE

Panne der Schnellkultur

Jean Tinguely weist den Goslarer „Kaiserring“ zurück, um nicht als „Werbemittel“ zu dienen. Ist ein kulturpolitisches Provinz-Wunder am Ende?

Es war, so schien es, eine glänzende Idee, in Goslar einen Kunstpreis zu verleihen, und was für einen.

Nicht mit Bargeld wie andere Stifter wollte die Kleinstadt am Harz regelmäßig ein Œuvre honorieren, das „der Kunst unserer Zeit maßgebliche Impulse“ versetzt habe, sondern mit einem weihevollen Schmuckstück: Seit 1975 wurde jährlich ein goldener „Kaiserring“ geschmiedet und in den Stein des Kleinods, einen Aquamarin, das Siegelbild Heinrichs IV. eingeschnitten. Dieser als Canossa-Gänger berühmte Herrscher hatte im 11. Jahrhundert mehrfach in Goslar Hof gehalten.

Eine anfangs übermächtige Preisrichter-Vorliebe fürs Altbewährte brachte es zwar mit sich, daß zwei designierte Ring-Empfänger, Alexander Calder und Max Ernst, zum Termin der Verleihung bereits verstor-



„Kaiserring“-Verweigerer Tinguely: „Alles so husch, husch“



„Kaiserring“-Empfänger Beuys (1979)
„Feierlich, auch rührend“

ben waren. Aber Bildhauer Henry Moore und Op-Art-Maler Victor Vasarely kamen lebend in Goslar an und nahmen in Kaiser Heinrichs rekonstruiertem Pfalzgebäude feierlich die Auszeichnung entgegen. Zuletzt, 1979, reihte sich Joseph Beuys in die rühmliche Reihe der Preisträger ein.

Daß dabei — für den vergleichsweise moderaten Preis von rund 3000 Mark pro Ring-Exemplar — auch Glanz auf die Verleiher fiel, war, wie bei Kunstpreisen überhaupt, weder zu vermeiden noch geradezu unerwünscht. Zur Freude seiner Honoratioren geriet Goslar durch den Kaiserring wie nie zuvor in die überregionalen Feuilletons und die TV-Kultursendungen.

Mit Nebenwirkungen dieser Art, so ist allgemein vorauszusetzen, sind sowohl Künstler als auch Juroren vertraut und einverstanden.

Ein reichlich starkes Stück war es allerdings, daß der ganze Ring-Rummel auf einmal nur ein „ebenso außergewöhnliches wie erfolgreiches Marketing-Konzept“ sein sollte. 70 Millionen Zeitungsleser erfuhren, nach Berechnungen eines städtischen PR-Büros, dank der Preisverleihung von Goslars Existenz, und der „kommerzielle Wert“ dieser Publizität „ginge in die Millionen“.

So las es der Schweizer Kinetik-Künstler Jean Tinguely, 55, der 1980 mit dem Kaiserring geschmückt werden sollte, erstaunt in der Zeitschrift „Absatzwirtschaft“. Das Fachblatt referierte einen Vortrag, den der Goslarer Industrielle Peter Schenning, 57, vor der Deutschen Marketing-Vereinigung gehalten hatte.

Tinguely, manischer Baumeister zweckfrei bewegter „Metamaschinen“, war durch die ökonomische Betrachtungsweise und den forschenden Ton des Berichts gründlich schockiert. „Werbemittel“ zu sein, empfand er als „Verrat an meiner Arbeit und an meiner Person“. In einem Entschluß „von meinen Eingeweiden her“ wies er den (vor einem Jahr zunächst akzeptierten) Kaiserring zurück. Sein Absage-Brief erreichte Goslar am 19. September, genau acht Tage vor dem Termin der Verleihung.

Des Künstlers Zorn über den geplanten „Mißbrauch“ läßt sich leicht begreifen. Schließlich ist Schenning, auf den die „Absatzwirtschaft“ sich bezogen hatte, in Goslar nicht irgendwer. Er ist die Seele des lokalen Kunstbetriebs, und ohne ihn wäre schwerlich jemals ein Kaiserring verliehen worden. Der Fabrikant, der „ziemlich breit“ Gegenwartskunst sammelt, war bis vor zwei Jahren Inhaber des „Junior-Werkes“ (Baulemente) und hatte dem Unternehmen auch eine Kette von „Junior-Galerien“ angeschlossen. Seither nur noch im Besitz einer Glas-